

Gotthelf und Dickens – Armutsdarstellungen im *Bauernspiegel*, in den *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* und im *Oliver Twist*

Norbert D. Wernicke

Bern

Armut und Armenpflege ist eines der großen Themen in der öffentlichen Diskussion und der Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So erstaunt es nur wenig, dass nahezu gleichzeitig zwei äusserst populäre Romane mit ähnlichen Verläufen sich mit dem Thema beschäftigen, obwohl keine intertextuelle Beeinflussung erkennbar ist: der *Bauernspiegel* (1837) von Albert Bitzius (1797–1854), in dem Bitzius das Pseudonym Jeremias Gotthelf, mit dem er als Schriftsteller bekannt wurde, das erste Mal benutzte, und *Oliver Twist, or The Parish Boy's Progress* (1837–1839), der zweite Roman von Charles Dickens (1812–1870), unter dessen Pseudonym Boz erschienen.¹ Auch Gotthelfs zweiter Roman, die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* (1838/39), beschäftigen sich mit der Armut, hier mit Bezug auf eines der weiteren großen Themen des frühen 19. Jahrhunderts, dem (Primar-)Schulwesen. *Oliver Twist* war als Reaktion auf das „New Poor Law“ von 1834 entstanden (Cheadle 2008, 308), die *Leiden und Freuden eines Schulmeister* nehmen direkt

¹ Der *Bauernspiegel* war im Laufe des Jahres 1836 entstanden und zum Ende des Jahres (unter Vordatierung auf 1837) erschienen; vgl. Fehr 1954, 210f. Die erste englische (Teil-)Übersetzung ist für 1883 nachweisbar; vgl. Juker/Martorelli 1983, 210. Es ist also unwahrscheinlich, dass Dickens für die ersten Kapitel des *Oliver Twist*, die seit Februar 1837 erschienen (Cheadle 2008, 308), Gotthelf kannte; vgl. auch Thalmann 1956, 21. Gotthelf wurde durch einen Artikel im *British Quarterly Review* im Oktober 1863 dem englischen Publikum erstmals vorgestellt, die erste Übersetzung eines Gotthelftextes ins Englische war die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* im Jahre 1864, vgl. Waidson 1949, 223f. Ich zitiere den *Bauernspiegel* (BS) und die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* (LF) nach der Ausgabe der Sämtlichen Werke: Gotthelf [SW], Bd. 1–3; den *Oliver Twist* (OT) nach der Ausgabe von Horne (Dickens 2003).

Bezug auf die Schullehrertaxation von 1836 und das 1835 verabschiedete Berner Primarschulgesetz (LF II, Kap. 31).

Die Parallelen zwischen beiden Schriftstellern waren schon Zeitgenossen aufgefallen. Im Jahre 1842 nannte Eduard Fueter seinen Freund und Studienkollegen Gotthelf in einem Brief

unseren Boz oder Dickens, nur daß ich bei dir mehr Poesie, mehr Zartheit, mehr praktische Lebensphilosophie und höhere Aufblicke als bei ihm finde; würde unser Berndeutsch von 30 Millionen verstanden, wären unsere Bauern, Tauner [abhängige Kleinbauern] und Dienstboten Bestandteile der Londoner oder Pariser Bevölkerung, du würdest Triumphe feiern und hunderttausende gewinnen gerade wie Boz; inwiefern er die Sprache und Ausdrucksweise z. B. der untern Klassen in London etwa idealisieren mag, weiß ich nicht, ob er in Derbheit und Grobheit so weit geht wie du, wäre gewiß für dich sehr interessant zu wissen; so viel ist sicher, daß seine außerordentlichen Effekte vorzüglich von seiner treuen Schilderung der untern Klassen herrühren, daß in den literarisch *unenglischen* Redeweisen seiner Personen ein Hauptreiz und eine Hauptkunst seiner Schriften liegt [...]. (Gotthelf EB, Bd. 5, 251)

Auch der erste näher auf Gotthelf eingehende Artikel für ein englisches Publikum von 1863 zieht eine Parallele zwischen Gotthelf und Dickens (Waidson 1948, 224). Schon ein Blick auf die Leben der beiden Autoren aber lässt gewisse Unterschiede erkennen. Dickens begann schon als 17jähriger, für verschiedene Zeitungen zu schreiben, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als 23jähriger publizierte er seine ersten literarischen Werke als Zeitungslieferungen, darunter ab Anfang 1837 *Oliver Twist*. Körperliche Arbeit hatte er als 12jähriger in einer Fabrik für Schuhpolitur an der Themse kennengelernt, und diese Erfahrung mag ein Grundstein für die Themen seiner Romane bilden (Allen 2008, 5–8). Bitzius dagegen entstammte einer Berner Pfarrerrfamilie und veröffentlichte seinen ersten Roman erst mit 39 Jahren; vorher war er selbst schon Jahre als Pfarrer tätig. Sicher waren Gotthelf die Situation der Verdingkinder auf dem Lande (Bauernspiegel) und der Landschullehrer (*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*) aus eigener Anschauung bekannt, und er engagierte sich, als Pfarrer moralisch dazu verpflichtet und als Christ sicher davon überzeugt, aktiv in der Armenhilfe und in der Verbesserung des Schulwesens. Selbst Armut kennengelernt hat er aber nie.

Dass Gotthelf in seinen ersten beiden Romanen die Armut und das Landschulwesen zum Thema nimmt, ist alles andere als erstaunlich. Er hatte in der großen Landschulkommission eingesessen, die ein neues Primarschulgesetz für den jungen regenerierten Staat Bern vorbereiten sollte (1835 verabschiedet), zwischen 1835 und 1844 war er als Schulkommissär für die Beratung und Überwachung der Gemeinden in seinem Amtsbezirk tätig. Der noch erhaltene Briefwechsel zeigt, dass er seine Aufgabe ernst nahm.² Er war Mitgründer der Armenerziehungsanstalt in Trachselwald, in der jungen Menschen eine Zukunftsperspektive geboten werden sollte,³ und er hielt sogar deren Eröffnungsrede. Mit seinem Pauperismustraktat *Die Armennoth* (1840) lieferte er auch einen theoretischen Beitrag zur Pauperismusdebatte im frühen 19. Jahrhundert. Der Zusammenhang zwischen fehlender Bildung und Armut war ihm schon lang bekannt: Als junger Pfarrvikar in Herzogenbuchsee und Utzenstorf engagierte er sich für die Landschulen. Wie sollten die Primarschullehrer, die häufig an der untersten Stelle der sozialen Ordnung standen und weniger verdienten als ein Ziegenhirt, eine hinreichende Ausbildung der Kinder garantieren und damit den moralischen und ökonomischen Fortschritt der Bevölkerung vorantreiben? Sein Engagement gegen die Kürzung des Gehaltes eines Lehrers führte ihn in Konflikt mit der Obrigkeit, worauf eine Zwangsversetzung folgte; es liegt auf der Hand, dass seine Abneigung gegen das Patriziat vermutlich in dieser persönlichen Niederlage befestigt wurde, weswegen er sich 1831 fest auf die Seite der liberalen Revolution stellte und eine aktive Rolle im regenerierten Staat Bern suchte. Da er als Geistlicher von politischen Ämtern ausgeschlossen war, nahm er zuerst als regelmässiger Einsender für die liberale Zeitung „Berliner Volksfreund“ am politischen Meinungsbildungsprozess teil, wählte aber mit zunehmender Unzufriedenheit über die neue Regierung die Literatur, um sich öffentlich mitzuteilen. Die Themen waren dabei Programm, wie er sich Anfang 1845 in einem Brief an seinen Studienkollegen Maurer von Constant erinnerte:

So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage! & So sprang erst der „Bauernspiegel“, dann der „Schulmeister“ hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts fragt, als ob es so gut und recht sei. (Gotthelf EB, Bd. 6, Nr. 88, 149f.)

² Zu seinem Engagement in Schulfragen und als Schulkommissär vgl. einleitend Marti-Glanzmann 1948/49.

³ Vgl. einleitend Markus Hofers Kommentar zu einem diesbezüglichen Zeitungsartikel von Gotthelf in Gotthelf Politische Publizistik, 233–243.

1. Kapitel

Die unterschiedlichen Erzählstrategien der beiden Schriftsteller fallen ins Auge: Dickens baut durch einen ironischen Er-Erzähler Distanz zum erzählten Geschehen auf, während Gotthelf in den beiden Romanen jeweils einen Ich-Erzähler, Jeremias und Peter, wählt und so Nähe schafft. Ganz in dieser Rollen aufzugehen gelingt Gotthelf aber nicht. Die tiefsinnigen Reflexionen, die Gotthelf seinen eher naiven Ich-Erzählern auf die Zunge legte, wurden schon von Zeitgenossen als Bruch ihrer Charaktere wahrgenommen; Gotthelf bevorzugte wohl auch deshalb in späteren Werken den Er-Erzähler, um den Fehlern zu entgehen, die ihm beim künstlichen Schlüpfen in eine andere Rolle unterliefen (Cimaz 1998, 184).

Schon auf der Ebene der Komposition fällt der Unterschied zwischen *Oliver Twist* und den beiden Gotthelf-Romanen auf. Anders als die Ich-Erzähler des *Bauernspiegel* und des Schulmeisterromans, die rückblickend ihr Leben recht linear erzählen und die Erzählung damit nicht aus der Erlebnis- und Wissenssphäre der Protagonisten ausbrechen kann, nutzt der Er-Erzähler im *Oliver Twist* die Möglichkeit, verschiedene Erzählstränge kapitelweise ineinander zu verweben. Er steht damit einerseits in der Tradition der „threedecker novel“ als „multi-plot-novel“ (Maack 1991, 26), andererseits begünstigt die ursprüngliche Publikationsform als Fortsetzungsroman diesen Aufbau. Anders, als das überschaubare Leben auf dem Land, verwirrt die Großstadt durch die Masse an Menschen und das Gewimmel in den Straßen, was sich so in der Anlage des Romans spiegelt.⁴ Zur Einordnung: London wurde 1851 von knapp 2 ½ Millionen Menschen bewohnt (Maack 1991, 19), während der gesamte Kanton Bern zu dieser Zeit nicht einmal ein Fünftel davon zählte (Junker/Dubler). Auffallend ist sowohl bei Gotthelf als auch bei Dickens der große Realismus ihrer Schilderungen, wobei Dickens diesen noch steigert, indem er immer wieder auf reale Orte recurriert und damit die Tatsächlichkeit seiner Armutsschilderungen zu bestätigen scheint (Maack 1991, 70; Bick 1992, 95–97), während Gotthelf sich bei der Benennung der Orte, in den das Geschehen stattfindet, entweder bedeckt hält oder mit der „Gemeinde Unverstand“ (BS, Kap. 1, 7), im Schulmeis-

⁴ Zum Labyrinth der Großstadt im *Oliver Twist* vgl. Cheadle 2008, 311; Maack 1991, 70.

terroman mit Gytiwyl (Geizweil) fiktive Orte mit sprechenden Namen wählt und diese somit moralisch deutet, hier in der volksaufklärerischen Tradition des Beckerschen „Mildenheims“ und des Zschokkeschen „Goldmachedorfs“ stehend.

Trotz der Verschiedenheit der Lebenswelten von Dickens und Gotthelf und der ihrer Romane – hier die Londoner Großstadt, dort das Emmental – finden sich doch Parallelen, die allerdings zum großen Teil in der Natur der Sache liegen. Armut paart sich mit Hunger, Krankheit und häufig auch mit Dreck, vor allem auch mit fehlender Anerkennung und Zuneigung, und je schwächer die soziale Stellung ist, desto mehr wird man davon mehr betroffen. So ist es sicher kein Zufall, dass die Protagonisten des *Oliver Twist* und des *Bauernspiegel* schon früh (Halb-)Waisen werden. Damit fehlt ihnen der erste Rückhalt, den ein Mensch hat, nämlich die eigene Familie. Durch diese kompositorische Technik haben beide Autoren die Möglichkeit, das Funktionieren, oder besser das Nicht-Funktionieren, des Armenwesens in reiner Gestalt zu zeigen, denn die Waisenjungen sind wie sonst niemand auf die institutionalisierten sozialen Netze angewiesen. Beide werden auch von den Gemeindebehörden durchaus ähnlich behandelt. Der junge Jeremias wird verdingt, d. h., er wird auf einem Bauernhof als Arbeitskraft untergebracht.⁵ Die Gemeinde ist verpflichtet, seinen Unterhalt zu bezahlen, weswegen die Kinder auf einer Mindersteigerung an diejenigen Bauern vergeben werden, die sich mit dem geringsten Kostgeld zur Verpflegung zufrieden geben, die also vermutlich auch nur wenig Aufwand betreiben werden, um das Kind anständig zu ernähren und zu kleiden (BS, Kap. 7). Oliver wird zwar nicht wie ein Sklave oder „wie unvernünftiges Vieh“, wie Gotthelf in der *Armennoth* schreibt (Gotthelf SW, Bd. 15, 103), versteigert, aber die Gemeinde bietet ihn per Aushang an eine willige Familie an und verspricht, für Kost und Verpflegung fünf Pfund zu zahlen. Als sich aber Interessenten melden, schämen sich die Gemeindevertreter nicht, den Preis auf drei Pfund und zehn Schilling herab zu handeln (OT I, Kap. 3). In der Obhut ihrer Pflegeeltern machen beide ähnliche Erfahrungen: Jeremias wird nicht von den Eltern, aber von den ungefähr gleichaltrigen Kindern auf dem Hof beständig gequält, zudem verliert er seine Identität: „Später erst merkte ich, dass ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen“ (BS, Kap. 8, 70). Oliver dagegen wird von dem ebenso bei seinen Pflegeeltern lebenden Fürsorgekind Noah

⁵ Zum Verdingwesen vgl. grundlegend Lischer.

Claypole aus reiner Bosheit bis aufs Blut provoziert, damit zur Rebellion und schließlich zur Flucht nach London gebracht (OT I, Kap. 6).

Bezeichnend ist für beide, dass sie nicht ursprünglich arm waren: Jeremias wächst auf dem Hof seiner wohlhabenden Grosseltern auf und wird nur nach dem Tod seines Vaters durch das Emmentaler Erbrecht in die Armut gebracht (Cimaz 1998, 128), während Oliver Twist sich als illegitimer Sohn des reichen Bürgers Edwin Leeford herausstellt, dessen letzter Wille, seinem Sohn Oliver einen erheblichen Teil seines Vermögens zu vermachen, durch Umstände und Intrigen dem heranwachsenden Oliver vorenthalten worden war.

2. Kapitel

Zur realistischen Ausgestaltung der Romane sowohl bei Dickens als auch bei Gotthelf gibt es eine Reihe von Motiven, die in der Lebensrealität des frühen 19. Jahrhunderts gründen und in verschiedenen Funktionen eingesetzt werden. Krankheit ist solch eine Lebensrealität, die in den Armenromanen immer wieder auftritt, die im Falle von Dickens aber an Standesgrenzen nicht halt macht: Oliver selbst, Nancy, Sikes, aber auch Rosie werden krank, wobei bei Oliver und Rosie die Krankheit als lebensbedrohlich geschildert wird. Während aber hingegen Rosie beste medizinische Pflege erhält und Oliver ihr jeden Tag frische Blumen sammelt, müssen Nancy und Sikes für sich selbst sorgen. Dabei sei allerdings auch erwähnt, dass der Erzähler spottet – man weiss nicht genau, ob gegen die Medizin an sich oder nur über die medizinische Versorgung der Armen –, denn er ist sich sicher, dass der frischgeborene Oliver, wäre er von „careful grandmothers, anxious aunts, experienced nurses, and doctors of profound wisdom“ umgeben gewesen, sicher sofort gestorben wäre, während er zu seinem Glück in seinen ersten Lebenstagen in dem Armenhaus auf sich allein gestellt war und der schwache Säugling den Überlebenskampf mit der Natur selbst ausfechten musste (OT I, Kap. 1, 4). Diese Art des Zynismus findet sich bei Gotthelf nicht. Als Jeremias nach dem Doktor schickt, während seine Frau Anneli in den Wehen liegt, lässt dieser ausrichten, „er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde, wir werden es wohl machen können ohne ihn“. Als er sich

doch noch auf den Weg macht, kommt er zu spät, um Mutter oder Kind vor dem Tod zu retten, was ihn aber nicht davon abhält, eine Entlohnung für seinen Weg einzufordern. Es blitzt kein Moment der Ironie auf, sondern der Jeremias präsentiert dem Leser den Arzt als reinen Kristallisationspunkt für moralische Entrüstung: „Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der nächste war, sagen ließ, das sei nicht sein Haus, sie sollen jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchen. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb tot“ (BS, Kap. 23, 206f.).

Lebensrealität wie Krankheiten waren auch Hausbrände, die sowohl im *Bauernspiegel* als auch im *Oliver Twist* beschrieben werden. Für Jeremias ist der Brand eine erste Männlichkeitsprobe, und so erscheint es kompositorisch schlüssig, dass er hier seine spätere Frau kennenlernt. Eine Chance gegen das Feuer haben die Männer erst, als sie „Ordnung“ unter sich schaffen können, und der Antagonismus zwischen Chaos und Ordnung, der den ganzen Roman bestimmt, zeigt sich hier in größter Deutlichkeit (BS, Kap. 16, 167). Obwohl die Beschreibungen sich ähneln – nächtliches Feuer, der gerötete Himmel, die herabregnenden Funken, die einstürzenden Wände, das Herumlaufer und Rufen der Helfer, die Arbeit an den Feuerspritzen, die Anstrengungen beim Löschen, das Retten der Tiere aus den Ställen etc. – nimmt im *Oliver Twist* eine Beteiligung an Löschaktionen für Sikes nahezu die gegenteilige Rolle ein: Nachdem er seine Partnerin Nancy in Wut erschlagen hat und sich auf der Flucht befindet, kann seine Bemühung bei Löschen eines Hauses nicht mehr als ein Sühneopfer sein, vielleicht auch ein Versuch, sich in eine Normalität zu bringen und einen Neustart zu wagen: „The noise increased as he looked. There were people there – men and women – light, bustle. It was like new life to him“ (OT III, Kap. 10, 403). Eine Interpretation des Hausbrandes als Fegefeuer, dass Sikes Busse antreibt, ist sicher nicht von der Hand zu weisen, befindet er sich doch seit seinem Mord in größten psychischen Qualen und kann das Bild der toten Frau nicht aus seiner Erinnerung verbannen. Und nach diesem Brand ist es, als Sikes beschliesst, sich wieder auf den Weg nach London zu machen, der sein Ende bedeuten wird (OT III, Kap. 10, 406).

Die große Distanz, die der Erzähler im *Oliver Twist* vor allem durch Momente der Ironie schafft, kippt gelegentlich in Zynismus um. Als der Gemeindefürsorger Bumble den jungen Oliver aus dem Armenhaus abholt, um ihm bei einem Kaminkehrer unterzubringen, beginnt der Junge zu weinen, was Bumble ihm verbietet: „don't cry into your gruel; that's a very foolish action“. Der Er-

zähler nimmt die Hartherzigkeit Bumbles auf und führt sie ins Absurde: „It certainly was, for there was quite enough water in it already“ (OT I, Kap. 3, 23). Ohne Verständnis zu haben für die Sorgen des jungen Waisenkindes, bleibt Bumble auf der Ebene des rationalen Nutzens, auf welcher das Weinen sicher überflüssig und in diesem Sinne eine idiotische Zeitvergeudung ist, und der Erzähler führt diese Argumentation sogar noch weiter auf die Ebene der konkreten Materialität des Wasser im Haferbrei; mit diesem Satz stellt er die halbherzigen Bemühungen der Gemeinde um ihre Armen bloss. Der Brei enthalte schon genug Wasser, oder anders gesagt, die Gemeinde habe am Hafer über die Masse gespart, als handhaftes Zeichen dafür, dass sich die Gemeinde zu wenig um die Armen kümmert.

Die Szene findet eine eigenartige Doppelung im Verlauf des Romans. Später ist es die Bürgerstochter Rosie, die ihrem Geliebten Harry eine Ehe versagen muss. Sie weint aus Kummer, und eine ihrer Tränen „fell upon the flower over which she bent, and glistened brightly in its cup, making it more beautiful, it seemed as though the outpourings of a fresh young heart claimed common kindred with the loveliest things in nature“ (OT II, Kap. 12, 287). Es ist also nicht der schnöde Hafereschleim der Armen, der in Gefahr gerät, verwässert zu werden; hier zeigen die Tränen die innere Verbindung zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Schönheit, offen ersichtlich in der inneren Verbindung mit der Blume. Nur in einer „natürlichen“ Umgebung ohne Sorgen um den Lebensunterhalt ist der Mensch in der Lage, sich seinem eigentlichen Menschsein zu widmen und sogar im Kummer seine Schönheit nicht zu verlieren.

Diese Doppelung des Motivs der fallenden Tränen ist bei Dickens eingebettet in eine grundsätzliche Gegenüberstellung von Stadt und Land. Architektur, Landschaft, Menschen, Sprache, Musik – immer wieder zeigt sich ein Gegensatz zwischen Lebenswelten. Die mehrfachen Schilderungen Londons sind vor allem Schilderungen alter, heruntergekommener Häuser: In einem „maze of close, narrow, and muddy streets“ stehen die „tottering house-fronts projecting over the pavement, dismantled walls that seem to totter as he [ein Besucher] passes, chimneys half crushed half hesitating to fall, windows guarded by rusty iron bars that time and dirt have almost eaten away“. In den Strassen schlagen dem Besucher „offensive sights and smells“ entgegen. Alles in allem wird das

Viertel durch „every repulsive lineament of poverty, every loathsome indication of filth, rot, and garbage“ geschmückt (OT III, Kap. 12, 416f.). Auf dem Land dagegen dominiert nicht die Architektur, sondern die Natur: „The rose and honeysuckle clung to the cottage walls, the ivy crept round the trunks of the trees, and the garden-flowers perfumed the air with delicious odours“ (OT II, Kap. 9, 262). Es ist kein Wunder, dass selbst „Men who have lived in crowded pent-up streets, through whole lives of toil [...] and who have almost come to love each brick and stone that formed the narrow boundaries of their daily walks [...] have been known to yearn at last for one short glimpse of Nature’s face“ (OT II, Kap. 9, 261). Beschreibungen von gelungener oder gepflegter Architektur, die man sicher auch in London finden würde, unterbleibt. Auch das Innere der Wohnungen erscheint wenig einladend, so in Fagins Stube: „The walls and ceiling of the room were perfectly black with age and dirt. There was a deal table before the fire, upon which was a candle stuck in a ginger-beer bottle [...]. Several rough beds made of old sacks were huddled side by side on the floor“ (OT I, Kap. 8, 64).

Auch Musik und ihre Aufführung erscheint in Stadt und Land anders. Der Leser nimmt an zwei markanten Stellen an einer musikalischen Aufführung teil. Fagin, auf der Suche nach Monks, begibt sich in die Gaststätte „The Three Cripples“ an der Strasse nach Saffron Hill am Londoner Stadtrand – eine wahre ‚Räuberhöhle‘. Die Hinterstube im Obergeschoss ist voll besetzt mit zwielichtigen Menschen, betrunkenen Arbeitern und Dieben ebenso wie mit leichten Mädchen. In der Ecke bearbeitet ein „professional gentleman“ ein „jingling piano“ und stimmt nach einem kurzen Vorspiel ein Lied an, das durch Zuruf aus der betrunkenen Menge von ihm gewünscht wird. „A young lady“ unterhält darauf die Gruppe mit einer Ballade in vier Strophen – hiermit eine Moritat oder wohl noch eher ein sentimentaler Schlager gemeint – jeweils unterbrochen von kurzen Zwischenspielen, die der Mann am Klavier „as loud as he could“ spielt, wohl um in dem lauten und mit Tabakrauch geschwängerten Raum überhaupt eine Chance zu haben, gehört zu werden. Ein Gast stimmt für das folgende Lied mit ein und singt – offenbar mit der jungen Frau – ein Duett. Die Gemeinschaft beteiligt sich also durch Zwischenrufe und (lautes) Mitsingen, zudem durch Schnaps, den sie der jungen Sängerin spendieren. Letztere verhält sich gegenüber den vermutlich unverhohlen geäußerten Angeboten professionell distanziert (OT II, Kap. 4, 206f.).

In kaum übersehbarem Kontrast dazu steht die musikalische Darbietung von Rosie im Landhaus der Maylies, wieder in einer eigentümlichen Doppelung eines Motivs. Die Gesellschaft vertreibt sich die Zeit mit Spaziergängen, bei denen Rosie dem jungen Oliver im Schatten eines Baumes vorliest. Im sonntäglichen Gottesdienst mischt sich der Gesang der Gemeinde mit dem Singen der Vögel. Die anderen Gottesdienstbesucher sind, wie die Männer im Three Cripples, auch arm, aber gleichzeitig sind sie auch „so neat and clean, and knelt so reverently in prayer, that it seemed a pleasure, not a tedious duty, their assembling here together; and, though the singing might be rude, it was real, and sounded more musical (to Oliver’s ears at last) than any other he had ever heard in church before“ (OT II, Kap. 9, 263). Auf dem Lande haben selbst die Armen die Möglichkeit, ein christliches und demütiges Leben in Ordnung und Sauberkeit zu leben; etwas, was im Moloch London unmöglich zu sein scheint. Das komplette Gegenbild zum überfüllten Three Cripples aber zeigt sich in der Abendmusik in der intimen Gemeinschaft im Haus der Maylies. Hier spielt Rosie gewöhnlich am Klavier „some melancholy⁶ air, or sing[s] in a low and gentle voice some old song which it pleased her aunt to hear“ (OT II, Kap. 9, 263). Waren im Three Cripples die Decken der Räume schwarz bemalt, um ein Verrußen durch die stinkenden Gaslampen zu verhindern, so brauchen im hellen Landhaus noch nicht einmal (teure) Kerzen angezündet zu werden, denn offensichtlich kennt Rosie die Stücke auswendig, und anders als der offensichtlich auch optisch wichtige Auftritt der jungen Mädchen in der Gaststätte zählt hier allein der musikalische Vortrag. Der Ausbruch ihrer lebensbedrohlichen Krankheit wird eingeläutet, indem Rosie zu weinen anfängt, während sie nach einem langen und anstrengenden Spaziergang am Klavier zu weinen beginnt. Die Anstrengung des Tages und das nahe Krankenbett spiegeln auch in ihrem musikalischen Vortrag: Nachdem sie für ein paar Minuten zertret („abstractedly“) die Tasten bedient, fällt sie „into a low and very solemn air, and as she played it they heard her sob as if she were weeping“ (OT II, Kap. 10, 265). Nicht Vogelstimmen und Gemeindegeseang, sondern Weinen und ein ernsthaftes Musikstück mischen sich miteinander, wobei eine Air, also eine Instrumentalkomposition im Stile eines Liedes mit einer einfachen Melodie, eine Parallele zu der (einfachen) Ballade im Three Cripples herstellt. Obwohl strukturell ähnlich, kontrastieren die Darstellungen der Musik, und bestätigen so Standesgrenzen, die mit Bezug auf die räumliche Herkunft gezogen werden: hier das unharmonische Singen der Gaststättengesellschaft und die Gassenhauer einer Prostituierten, dort der zwar auch

⁶ Ausgabe von 1846: some pleasant air; vgl. in der Horne-Ausgabe S. 544.

ungeübte, aber sittliche Gemeindegang der Armen auf dem Lande und der gekonnte Vortrag einer Bürgerstochter. In einer entsprechenden Umgebung ist es auch armen Menschen möglich, die Sittlichkeit zu bewahren.

Eine ganz andere Rolle nimmt die Musik bei Gotthelf ein. Im Kontrast zum *Oliver Twist* wird deutlich, dass Musik im Schulmeisterroman nicht zur Markierung der Standesgrenzen dient, sondern eher zu deren Überwindung. Der Ich-Erzähler Peter Käser versucht sich auf verschiedenen Instrumenten, der Klarinette, der Geige, schließlich der Orgel, und das, obwohl er sich aufgrund seiner prekären finanziellen Situation diese Instrumente kaum leisten kann und sich verschuldet. Sie sind ihm aber wichtig, denn mit ihnen versucht er, neben persönlicher Freude am Musizieren, seinen Beruf als Lehrer besonders gut auszufüllen: „Nicht lange ging es, so kam einer mit einer alten Geige zu mir und machte mir begreiflich, dieses Instrument sei weit kommoder für einen Schulmeister, er könne geigen und singen zu gleicher Zeit“ (LF I, Kap. 20, 222). Das Singen, traditionelles Schulfach und im Berner Primarschulgesetz von 1835 neben Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen als obligatorisch vorgeschrieben, kann er durch die Instrumente besser lehren als ohne. Seine Berufsausübung bekommt ein Qualitätsplus, mit dem er seine Stellung als Lehrer bestätigt und befestigt. Dieser Beruf aber stellt für ihn die Möglichkeit dar, einem Dasein als Weber zu entkommen. Musik hilft Käser also zu einem gesellschaftlichen Aufstieg, so klein er auch sein mag, und nicht zur endgültigen Festschreibung seiner durch Geburt zugewiesenen Rolle.

Auch die Sprache markiert Gegensätze. In der Figurenrede im *Oliver Twist* treffen regionale Varianten wie das Londoner Cockney mit der Londoner Diebessprache Cant, in der Geheimwörter zur Verschleierung der kriminellen Absicht eingesetzt werden, aufeinander.⁷ Auch Noah Claypole, der von Fagin ausdrücklich als Bewohner vom Land identifiziert wird, fällt durch die penetrante Benutzung von „yer“ an Stelle von „you“, „your“ und „you’re“ auf (OT III, Kap. 5, 354). Dickens greift dabei zum Teil auf Dialektmarkierungen zurück, die zu seiner Zeit bereits üblich waren und die er aus Zeitung und Theater kannte (Ingham 2008, 128f.). Solche Eigenheiten finden sich bei den Bürgern nicht. Der Kontrast verstärkt sich durch die häufig ironisch-gestelzte Sprache des Erzählers. Die Ironie macht allerdings auch nicht vor Bürgerlichen halt: Als Dr. Losberne auf den unerwarteten und nächtlichen Überfall auf das Haus der Maylies geschockt reagiert, lässt es sich der Er-

⁷ Zum Cant in *Oliver Twist* Brook 1970, 96f.

zähler nicht nehmen, sich darüber lustig zu machen, dass Dr. Losberne offensichtlich bisher davon ausgegangen war, Diebe würde nicht unerwartet des Nachts, sondern am hellen Tag in eine Haus einbrechen, nicht ohne sich vorher schriftlich angekündigt zu haben (OT II, Kap. 7, 236). Der Erzähler positioniert sich damit als überparteiliche Instanz, sein Spott gilt aber vor allem den Verantwortungsträgern, die ihrer Verantwortung nicht nachkommen, sondern ihre Rollen nur zur Verschärfung der Standesunterschiede und damit zur Verschlechterung der Lebensbedingungen der unteren sozialen Schichten sorgen. So sei das Schlafen unter einem Heuhaufen an sich ein schwerwiegendes Verbrechen, dieses allein sei aber „in the merciful eye of English law, and its comprehensive love of all the King’s subjects, held to be no satisfactory proof in the absence of all other evidence, that the sleeper or sleepers have committed burglary accompanied with violence“ (OT II, Kap. 8, 255), weswegen das Schlafen im Heu allein noch keine Gefangennahme und ein anschließende Todesstrafe rechtfertige. Ironie als Kontrast zwischen der hehren Sphäre der englischen Rechtsordnung und Anstandsmoral im Gegensatz zu den banalen Lebensbedingungen breiter Bevölkerungsschichten stellt bloß, wie Amtsträger ihre Ämter missbrauchen, anstatt mit realistischen Augenmaß zur Verbesserung der Lebenssituation unter den Armen zu sorgen. In den gotthelfschen Romanen dagegen, in denen die städtische Oberschicht abwesend bleibt, lässt sich bei Allen in der wörtlichen Rede eine Tendenz zum Berndeutschen erkennen, ein Standesunterschied wird dadurch nicht markiert.

Ähnlich wie die Sprache markiert die Kleidung bei Dickens Standesgrenzen. Nancy wird durch diese schon auf den ersten Blick als arm erkannt – im Kontrast zur „smartly-dressed female“ an der Rezeption, die Nancy mit „young woman“ anspricht – und hat deshalb Schwierigkeiten, in dem gehobenen Londoner Hotel zu Rosie vorzudringen (OT III, Kap. 3, 331), während die, doch mit ziemlicher Sicherheit gut gekleidete, Rosie von Mr. Brownlow mit grosser Höflichkeit empfangen wird – er nennt sie „young lady“ –, obwohl sie ihm unbekannt ist (OT III, Kap. 4, 341). Der Erzähler führt in einem kurzen Exkurs sogar aus, dass Menschen ihre Rolle durch die Kleidung zugewiesen bekommen, unter ihr aber doch nichts anderes sind als Menschen (OT II, Kap. 14, 295). Menschen werden durch ihre Statur (OT III, Kap. 5, 349), ihre Hautfarbe und -beschaffenheit oder ihre Kleidung charakterisiert. Haare werden nur gelegentlich und unspezifisch erwähnt, so dass das rote Haar des Juden Fagin dessen abstoßendes Gesicht verdecke (OT I, Kap. 8, 64) oder Nancy ihr Haar unordentlich hochgesteckt habe (OT I, Kap. 9, 71). In Gotthelfs *Bauernspiegel* kennzeichnet

sich die Armut des jungen Jeremias dadurch, dass er von seinen Pflegepersonen keine neuen Kleider erhalten hatte und so als Jugendlicher bereits herausgewachsen war (BS, Kap. 9, 91). Er wird weiterverdingt an einen alten, „schlecht gekleidete[n] Mann“ und eine „alte, schmutzige Frau“ (BS, Kap. 9, 92). Die Frisuren werden nicht erwähnt.

Das Land ist bei Gotthelf alles andere als das Paradies auf Erden, und diese Armen singen nicht in Sauberkeit in einem Gottesdienst, sondern sie leben in einer

kleinen verfallenden Hütte mit zerbrochenen, trüben Fenstern und unordentlichen, kotigen [dreckigen] Umgebungen. Rings um das Haus lag der Mist von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demselben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln [Schnitzen] und einige Spähne, welche den ganzen Holzvorrat ausmachten.

Auch das Innere zeigt die Armut und Unsauberkeit:

In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unsauberer Tisch, in der dritten ein vierfach gespaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder [Flachs]; auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum, und auf dem Tisch saß eine Katze.

Der Junge schläft dort auf einem Laubsack und deckt sich mit Hudeln [Lumpen] zu, des Morgens weckt ihn ein Huhn, „das auf mir herumspazierte“. Auffällig ist vor allem die Unordnung, in der Tieren nicht ihr Platz gewiesen wird und deren Exkremeute sich auf Alltagsgegenständen finden. Werkzeuge, die das Mittel für die Lebensgrundlage sein sollten, werden nicht in Ordnung gehalten und gehen so kaputt. Die Unordnung resultiert aus einer Nachlässigkeit gegenüber Dingen und Menschen. Der Erzähler Jeremias kann allerdings verstehen, dass diese Nachlässigkeit auf Kinder attraktiv wirkt: „Wie gerne möchte manches gestutzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will, und wie es will?“ (BS, Kap. 9, 92f.). Die Abwesenheit guter Stoffe oder funktionierender Möbel ist hier wie auch im *Oliver Twist* Zeichen der Armut (OT III, Kap. 2, 317).

Da Jeremias von den Alten aber in Ruhe gelassen wird, widmet er sich mit Begeisterung den neuen Aufgaben, die Eier der Hühner und den Mist der Ziegen einzusammeln. Bei seinen Ausflügen in den Wald sammelt er freiwillig Beeren und liefert die, ich er nicht selbst essen kann, bei den Alten ab. Sein Fleiss erfreut die Alten, und so lassen sie ihn gewähren, den Mist aber solle er verkaufen, denn selbst beispielsweise Kartoffeln anpflanzen wollen sie nicht: „d’Bure cheu für is schwitze, u sy vermöge sauft, is z’erhalte“ („Die Bauern können für uns schwitzen, und sie vermögen es mühelos, uns zu erhalten“; BS, Kap. 9, 96). Ihre Haupteinnahmequelle ist von zweifelhafter Natur: Sie treiben sich auf den Höfen der umliegenden Dörfer herum, bringen gegen Almosen Klatsch und Tratsch von einem Dorf ins andere, ohne wirklich produktiv zu sein. Es geht ihnen deshalb noch einigermaßen gut, den Kaffee können sie zubereiten, ohne ihn mit Zichorien strecken zu müssen (BS, Kap. 10, 100). Dieser Wohlstand ist aber schmarotzerhaft und könnte bei der unordentlichen Haushaltung auf ehrlichem Wege nicht erreicht werden. So lange er aber für das Essen reicht, sehen die beiden auch keine Notwendigkeit, Ordnung herzustellen. Die Pflegeeltern halten ihn demnach nicht nur nicht zur Ordnung an, sondern überlassen ihn vollkommen sich selbst und spornen ihn eher noch zu Betrügereien und kleineren Diebstählen an (vgl. Cimaz 1998, 130). Der junge Jeremias hat keine moralischen Bedenken und wäre vermutlich vollkommen auf eine schiefe Bahn geraten, wenn er nicht eher aus Zufall und Neid seines früheren Meisters seinen neuen Pflegeeltern wieder entzogen worden wäre (BS, Kap. 11). Eine Alternative zum hartherzig und autoritär geführten Invalidenheim, in das der kranke Jeremias gebracht wird, oder zum ebenso hartherzig geführten Armenhaus, in dem Oliver aufwächst, ist diese Haushaltung nicht (vgl. Cimaz 1998, 136). „So geht es: an unbeschränkter Freiheit gehen die Menschen nicht Dutzendweise, sondern zu Tausenden zu Grunde! [...] Läßt man einen Menschen lümmeln nach Belieben, bleibt er zumeist ein Lümmel sein Leben lang“ (Gothelf Jacob, 312), heisst es im zweiten Teil von *Jacobs [...] Wanderungen* (1847). Im *Bauernspiegel* sind Jeremias’ zwielichtige Pflegeeltern, die „christlichen Zigeuner“ (BS, Kap. 10), in ihrer Funktion durchaus mit Fagin und seiner Räuberbande vergleichbar (Cimaz 1998, 137), weisen sich aber vor allem dadurch aus, dass ihrem Leben und damit auch ihrem Erziehungsideal ein Ziel fehlt; Fagins Räuberbande dagegen hat das deutliche Ziel, Oliver zum Dieb auszubilden und ihm mit dem Erlernen dieser Tätigkeit einen geregelten Tagesablauf zu bieten (OT I, Kap. 9 und 10, 72f.). Jeremias schätzt die Freiheit, in der er durch die Wälder streifen kann,

um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gefunden war und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti [Heidelbeeren], später Himbeeren und endlich Brombeeren, wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darübergoß und sogenannten Erdbeeristurm machte, oh, das war denn eine Herrlichkeit! (BS, Kap. 9, 93)

Diese Freiheit findet keine Entsprechung bei Olivers Leben unter den Räubern der Grosstadt, sondern erst unter der Obhut der bürgerlichen Maylies, wo er die Zeit in ihrem Landhaus für Ausflüge in die Natur nutzen kann:

In the morning Oliver would be a-foot by six o'clock, roaming the fields and surveying the hedges far and wide, for nosegays of wild flowers, with which he would return laden home, and which it took great care and consideration to arrange to the best advantage for the embellishment of the breakfast-table. (OT II, Kap. 9, 263)

Bezeichnend, dass Jeremias zuerst an Beeren und später an das Angeln von Fischen denkt, wo der inzwischen gut versorgte Oliver seine Zeit mit dem Sammeln von Blumen zubringen kann. Anders als Jeremias unter den „christlichen Zigeunern“ zeigt sich bei Oliver, dass das Verhalten der Räuberbande an seine moralischen Grenzen stößt, die er nicht zu überschreiten wagt. Diese moralische Grenze ist offensichtlich eine charakterliche Eigenschaft sind, denn seine sittliche Erziehung war weniger als mangelhaft, oder wie der Erzähler lapidar meint: „It would have been *very* like a Christian, and a marvellously good Christian, too, if Oliver had prayed for the people who fed and took care of *him*. But he hadn't, because nobody had taught him“ (OT I, Kap. 2, 12).

Die grundsätzlichen Notwendigkeiten, essen und kleiden, zeigen handgreiflich den Zustand, in dem Jeremias sich befindet. Er kommt als Knecht zu einem reichen Bauern auf dessen Anwesen, „in dem es nobler und reicher zugeht als auf manchem Edelsitz“ (BS, Kap. 12, 120). Typisch für die Lebenswelt der gotthelfschen Romane, in denen immer wieder wohlhabende Bauern auftreten, was die Lebenswelt des Emmentals abbildet, in der die Spanne zwischen reichen Bauern und armen

Tauern [abhängige Kleinbauern] so groß war wie kaum im Kanton Bern. Die Grenze läuft also nicht auf einen Gegensatz zwischen Stadt und Land, sondern auf den einer funktionierenden und deshalb wohlhabenden bäuerlichen Haushaltung gegenüber einer ‚Hudelwirtschaft‘ hinaus. Bezeichnenderweise charakterisiert der Ich-Erzähler sein Verhältnis zu seinem neuen Herrn durch Nahrung und Kleidung: „Sie hatten mich sogleich doppelt kleiden lassen, gaben mir gut zu essen und redeten wohlwollend mit mir“ (BS, Kap. 12, 123), was der Verdingbub bisher schmerzlich missen musste. Funktionierende Hauswirtschaften wie die seiner Großeltern werden durch die Beschreibungen der Nahrungszubereitung als wohlhabend markiert:

Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, [...]. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brot gehörte dazu, nachher aber mit allem, was Sitte ist. Nun war viel zu tun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brot, Wein geholt, Nidle gewellt [Rahm erhitzt], Fleisch herabgeschnitten, Schnitze [(Obst-)Stücke] gewaschen, Küchliteig angemacht und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. (BS, Kap. 2, 23)

Hierbei zeigt sowohl die Vielseitigkeit der Nahrung als auch das Vorhandensein von genug Holz für ein großes Feuer den Wohlstand, während die wenigen Holzspäne, die „den ganzen Holzvorrat“ der „christlichen Zigeuner“ ausmachten (s.o.), nicht für ein wohlhabende Stellung sprechen.

In seiner neuen Stellung lernt Jeremias aber vor allem Lesen und eine ordentliche Haushaltung, um die er sich später auch mit seiner Frau Anneli bemüht (BS, Kap. 22). Arbeitsfleiß drückt sich in Sauberkeit aus, denn um sein junges Glück mit Anneli nicht zu gefährden, arbeitet Jeremias in seiner neuen Anstellung „für zwei“ und hält so gut Ordnung, dass „die Ställe sauberer waren als manche Bauernstube“. Ein Problem stellen Exkrememente dabei nicht durch seine Materialität dar, sondern durch die fehlende Bearbeitung durch den Menschen. Eine sauber aufgeräumte und reinliche Gegend zeichnet sich bei Gotthelf durch „gewaltige Misthaufen“, „hochaufgetürmt mit wohlriechendem Kühdreck“ aus (LF I, Kap. 29, 311). Der Mist an sich ist nicht anstößig, sondern im Gegenteil Zeichen für eine funktionierende Stallwirtschaft mit vielen Tieren, in der eine grossen Landfläche bedüngt werden kann. Nur, wer den Mist nicht sammelt, zeigt damit seine Unfähigkeit zu einer geordneten Haushaltung, und verschuldet dadurch seine Armut.

3. Kapitel

Auch in *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* finden sich die schon aus dem *Bauernspiegel* bekannten Merkmale, die Armut signalisieren. Das Haus der Eltern besticht durch blinde, papierene Fenster, das strohlose Dach ist mit „allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt“. Als fremde Reisende vorbeiziehen und diesen Ort als „gar zu romantisch“ bezeichnen, hält Peter dies für ein Schimpfwort und hetzt ihnen seinen kleinen Hund hinterher (LF I, Kap. 2, 27)⁸. Peters Einfalt mag den Leser belustigen, gleichzeitig aber auch die abgehobenen Vorstellungen der wohlhabenden Städter bloßstellen. Der Blick eines äußeren Betrachters ist im *Oliver Twist* vorherrschend; das Auge des Erzählers übernimmt gelegentlich den Blick des jungen Oliver oder etwa eines ungenannten Besuchers (Bick 1992, 96) und droht, dabei im Gewirr der Londoner Straßenschluchten zu versinken, kehrt aber immer wieder zur Distanz des auktorialen Erzählers zurück. In den beiden Gotthelf-Romanen dagegen blitzt die Außensicht nur an einigen wenigen Stellen wie an dieser Erwähnung der Reisenden auf; die Ich-Erzähler sind vollkommen in ihrer Welt eingetaucht. Stärker als Jeremias ist Peter in der rückblickenden Beschreibung seines Lebens der Kritik seines früheren Ichs, eines Aussenblicks auf die eigenen Erlebnisse und damit auch der ironischen Selbstreflexion fähig: Als er beispielsweise auf der Suche nach einer Braut ist und sich dabei besonders für die älteren Mädchen in seiner Klasse, die kurz vor dem heiratsfähigen Alter stehen, interessiert, geht er häufig schon vor Unterrichtsbeginn in die Schulstube, „um, wie ich mir sagte, Federn zu schneiden. Das Federnschneiden kam mir aber gewöhnlich erst in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schule wusste“ (LF II, Kap. 1, 24). Erst als gereifter Mann wird ihm bewusst, mit welchen Ausreden er sein Verhalten damals zu rechtfertigen suchte.

⁸ Man möchte fragen, ob ironischerweise nicht gerade Dickens einen dieser Reisenden darstellen würde, der bei seinem Schweizeraufenthalt 1845 in den Schweizer Dörfern „so viele Himmelchen und Zufluchtstätten fern von den Sorgen und Nöten der Großstadt“ zu erkennen meint; im Brief an John Forster vom 14. Juni 1845, zit. nach Thalmann 1956, 62. Diese Sicht differenzierte er allerdings – wohl aus Sympathie gegenüber dem liberalen Radikalismus in der Waadt – zwischen der wohlhabenden, weil protestantischen Waadt und dem katholischen Wallis, das sich angeblich durch „Schmutz, Krankheit, Unwissenheit, Unsauberkeit und Elend“ auszeichne; im Brief an Foster vom August 1846, zit. nach ebd., 66. Diesem falschen Bild schweizerischer Idylle hing allerdings auch der Verfasser des ersten englischen Überblicks über Gotthelfs Werk im *British Quarterly Review* vom Oktober 1863 an; vgl. Waidson 1948, 223.

Das erste eigene Haus, das der Ich-Erzähler Peter Käser in seiner neuen Stellung als Landschullehrer bezieht, ist nicht alt, aber von der geizigen Gemeinde billig und schlecht gebaut, wobei Peter „seine neuen Gebrechen, Wände, die nicht mehr in den Fugen waren, Fenster, die nicht schlossen, einfache Dielen“ zwar wahrnimmt, aber ignoriert. Am Morgen weckt ihn die Sonne, „die mir in die Augen funkelte. Denn es versteht sich, Umhänge hatte ich weder am Bett noch an den Fenstern“ (LF I, Kap. 16, 170). Nicht einmal die Dorfkirche, in der Peter mit Mädeli getraut wird, wird von Vogelgezwitscher umschmeichelt, sondern sie „war klein, düster das Licht in demselben, trübe die Fenster, in denen einige gemalte Scheiben glühten“ (LF II, Kap. 9, 87). Auch das Schulhaus in seiner zweiten Anstellung in Gytiwyl ist heruntergekommen. Die Landschaft an sich ist reich, zwischen „mächtige[n] Feldern“ stehen.

Häuser, groß und gewaltig, [...] mit Stroh gedeckt, und vor denselben stunden mächtig und prächtig Misthaufen, fein gezüpfelt und glatt getätschelt, wie man sie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angestochen, und die schwarzen Seiten glänzten schwarz und saftig, fast appetitlich. Das Schulhaus war das schlechteste Haus im ganzen Dorfe. Allenthalben sahen am Dache die Bänder hervor, und ganze Züpfen [dicke Strähnen] Stroh hingen herunter. Der mit Lehm gepflasterte Schopf [Schuppen] war voll Löcher, der Gartenzaun eingefallen und die Fenster rund, blind und mit Papier geflickt. Das Land, welches zur Schule gehörte, bestund in zwei Stücken, von denen das eine auf dem morastigsten Teil der Allmend [Gemeindegrund] lag, das andere die schattigste Rütli [Wiese] war. (LF I, Kap. 29, 311f.)

Gotthelfs Anliegen, auf den erbarmungswürdigen Zustand der Landschullehrer aufmerksam zu machen und für die Verbesserung ihrer Situation Verständnis zu wecken, wird durch den äußerlich sichtbaren Kontrast der reichen Bauernhäuser mit den schlechten Schulhäusern offenbar gemacht. Diesen Kontrast hatte Gotthelf 1821 als junger Pfarrvikar im Konflikt mit seiner Gemeinde schon zu einem rhetorischen Kniff benutzt. In einer Predigt vom 4. Februar bescheinigte er der Gemeinde Utzenstorf, dass ihre Bauernhäuser zwar den Anschein machten, die Gemeinde sei reich. Da sie sich aber beständig weigerte, ein neues Schulhaus zu bauen, scheint es mit ihrem Reichtum nicht weit her zu sein. Gotthelf erreichte sein Ziel: Die Gemeinde wollte die Schande angeblicher Armut nicht auf sich sitzen lassen und genehmigte einen Schulhausneubau. Äußerlichkeiten wie ordentli-

che Häuser galten als Statussymbole, die die Ehrhaftigkeit der Gemeindebewohner öffentlich präsentieren (Montandon 2009, 19f.).

Auch die Krankheit gehört zum festen Bestand der Armutsschilderungen. Peters Vater war blass und hatte jeden Winter hartnäckigen Husten: „wenn der Winter acht Monate dauerte wie im Jahr 1836, in welchem es nur während vier Monaten nicht geschneit hat, so hustete er auch acht Monate lang“ (LF I, Kap. 2, 26). Da das junge Paar sparen muss, scheut sich Peter, für die kränkelnde Mutter Medizin zu kaufen: „Es muß sich niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal sich lieber der Hoffnung überlassen, es werde dem Kranken von selbstem bessern, als daß sie die Gesunden hungern lassen“ (LF II, Kap. 20, 208). Der Anbau und die Versorgung mit Nahrungsmitteln dient immer wieder zur Charakterisierung sowohl von Peters Eltern als auch von seiner eigenen Situation. Die Eltern „besaßen ein kleines Heimwesen, auf welchem man in guten Jahren ein Kuh und einige Schafe mühselig durchbringen konnte, wenn man alle Äpfel- und Erdäpfel-schindti [Apfel- und Kartoffelschalen] sorgsam zu Rate zog.“ (LF I, Kap. 2, 26). Der Haupterwerb ist die Weberei, von der sich die Familie kaum ernähren kann; auch Peter verschafft sich später mit der Weberei neben dem Lehrberuf einen Zusatzerwerb. Das Land der Eltern eignet sich nicht zum Anbau von Korn, ist zu trocken, steinig und schattig, zudem haben die Eltern kaum Gelegenheit, Mist zu sammeln und das Land zu düngen (LF I, Kap. 2, 27). Die Verpflegung Peters und seiner Frau besteht aus Kartoffeln, Milch, (schwarzem) Brot, etwas Kaffee, Mehl, Butter und Salz (LF II, Kap. 10, 95). Das weiße Brot, Wein, Rahm, Fleisch und Obst, mit dem im *Bauernspiegel* die Großmutter von Jeremias aufwarten konnte, fehlen. Zusätzliches können sich die beiden nicht einfach so leisten, sondern Peter muss seine Haushaltsrechnung überschlagen, „ob ich nicht diesen Abend mein Weibchen einmal ins Wirtshaus führen oder wenigstens eine Halbe Wein holen lassen dürfe“ (LF II, Kap. 10, 96). Fleisch kommt selten auf den Tisch: „Ich, ein Schulmeister, lebte sechsmal schlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Schellenhause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchstens vermochten“ (LF II, Kap. 10, 98). Kartoffeln sind dabei das Grundnahrungsmittel, das auch im eigenen Garten angepflanzt werden kann. Als es dem Paar aber zunehmend schlechter geht und es sich durch den unbedingt nötigen Haushalt und die Ernährung der drei Kinder immer mehr verschuldet, muss es im März von den Kartoffeln auf Mehlsuppe ausweichen, um noch genügend Setzlinge für den Sommer zu behalten (LF II, Kap. 23, 423). Die Gemeinde liefert ihnen Holz, wie es für die Landschullehrer üblich ist.

Die Primarlehrer wurden grundsätzlich von der Gemeinde bezahlt, die dafür Naturalien bevorzugten. Doch Mädeli bemüht sich darum, zum Kochen und Heizen möglichst wenig zu verbrauchen, da sie offensichtlich nicht übermäßig viel davon erhalten (LF II, Kap. 10, 94). Die Familie bemüht sich in christlicher Demut, an die Peter immer wieder durch seine Frau erinnert wird, um ein zufriedenes Leben trotz der Armut.

Trotz der stellenweise erheblichen Unterschiede in der kompositorischen und erzählerischen Aufbereitung des Stoffes bei Dickens und Gotthelf finden sich in den Frühwerken beider Schriftsteller stehende Motive, mit der Armut signalisiert wird. Verfallene Häuser und Dreck werden augenfällige Zeichen für die Armut, wobei bei Dickens die Abwesenheit von Komfort und Freiheiten, bei Gotthelf die Abwesenheit vor allem von Ordnung jeweils die größte Rolle spielen. Schlechte Kleidung, Nachlässigkeit bei den Frisuren, blasse Haut und eine abgemagerte Gestalt dienen zur äußerlichen Kennzeichnung von Armut. In Gotthelfs Werk wird Überfluss durch die Aufzählung verschiedenster Nahrungsmittel deutlich gemacht, während Armut sich mit immer den gleichen Nahrungsmitteln begnügen muss.

Dickens zeigt durch Ironie die Fehler in der gesellschaftlichen Armenfürsorge an, während Gotthelf dazu Schilderungen und Reflektionen seiner Ich-Erzählers nutzt, die immer wieder in die Handlungen eingestreut werden. So kommt es, dass Jeremias deutlich ausspricht, was im Oliver Twist nur unausgesprochen zu erahnen ist: „Sind eigentlich die Armen allein schuld, daß so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Rätsel! Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand, schwer zum Begreifen?“ (BS, Kap. 6, 66). Wer einmal in der Armut landet, kann sich selten wieder daraus befreien: „So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft; sie wollen oder müssen am unrechten Ort sparen und verlieren dabei alles“ (BS, Kap. 3, 47). Wie aber auch Nancy sich nicht gewehrt hat, als sie von Fagin immer weiter in kriminelle Machenschaften gezogen wird, und an dieser Schuld zerbricht, so kommt auch Jeremias nicht darum, die Frage der Verantwortung zu differenzieren:

Man würde mir unrecht tun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es seien keine Arme an ihrer Armut schuld. Ich weiß

gar wohl, daß ein bedeutender Teil der Armen ihre Armut selbst verschulden und mutwillig ihre Kinder in ihrem Elend behalten; ich wollte nur sagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armut bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, sondern deswegen, weil man gar nicht daran denkt, sie so zu erziehen, daß sie sich in der Welt mit Ehren forthelfen können. (BS, Kap. 7, 66)

Diese Erziehung zur christlichen Ordnung ist als Stütze des Menschen unbedingt nötig. Armen-erziehung und Landschulwesen gehören so untrennbar zusammen. Pierre Cimaz stellte fest, dass die gotthelfsche Welt eine postrevolutionäre Welt ist, die das Christentum abschafft und in der der Eigennutz regiert. Diese Gesellschaft

leidet an genau den gleichen Übeln wie die industrielle und liberale Gesellschaft, deren Expansion Gotthelf mit Besorgnis beobachtet und die wenig später Dickens in *Oliver Twist* beschreiben wird. Das eigennützige Interesse regiert in der bernischen Gemeinde so gut wie im London von Dickens als ob es Herr wäre, bei den Schweizer Bauern wie bei den englischen Bourgeois. (Cimaz 1998, 135)

Der ungebremste Eigennutz und die zwischenmenschliche Ignoranz ist für beide Schriftsteller eines der Grundübel der schlechten Lebensbedingungen, nicht nur bei den Bauern und Bourgeois, sondern auch bei den „christlichen Zigeunern“ und den Londoner Diebesbanden. Gotthelf stellt diesem den Gemeinnutz gegenüber,⁹ während im *Oliver Twist* die uneigennützig, christliche Nächstenliebe im Vordergrund steht, die durch Rosie und schließlich sogar im Sühneopfer der Nancy bewiesen wird. Bestimmend war für Gotthelf die Ordnung des christlichen Haushalts, in der sich die Eigenverantwortlichkeit und Verantwortungsbereitschaft gegenüber dem unmittelbaren Gemeinwesen des (männlichen, erwachsenen) Christen bewährt und in denen dieser sich vor Gott verantworten muss. Das Christentum war grundlegend für seine Lebenseinstellung, für seine Haltung als politischer Mensch und als Schriftsteller (Tanner 1997, 15–17). Er war überzeugt, dass die Fortschritte der Menschheit niemals errungenes Gut, sondern immer wieder neu zu erkämpfen sind. So ist auch das Individuum immer wieder durch Chaos und Armut bedroht und muss durch persönliche Anstrengungen und persönliches In-Ordnung-Halten des eigenen Lebens dem Leid in der Armut zu entgehen suchen. In diesem Sinne fordert die Armut das Individuum wie auch das Gemein-

⁹ Vgl. dazu auch die „Anregung zur Gemeinnützigkeit“ vermutlich von 1829, in Gotthelf EB, Bd. 17, 25–29.

wesen heraus. Beide, Individuum und Gemeinschaft, haben sich als christlich vor Gott zu verantworten und gleichzeitig in ihm seine Grundlage zu sehen. Sie können sich dieser Verantwortung weder entziehen noch sie an eine Obrigkeit abgeben, und damit begründet sich sowohl im Armen- als auch im Schulwesen Gotthelfs unausgesprochene Forderung nach einem Staat, in dem ein republikanisches Christentum herrscht.

Literatur

Ausgaben

Dickens, Charles. 2003. *Oliver Twist, or, The Parish Boy's Progress*. Hrsg. v. Philip Horne. London: Penguin.

Gotthelf, Jeremias. 1911–1977. *Sämtliche Werke in 24 Bänden* [SW]. Hrsg. v. Rudolf Hunziker/Hans Bloesch/Kurt Guggisberg/Werner Juker. 24 Bd. Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch.

Ders. 1922–1977. *Sämtliche Werke in 24 Bänden. Ergänzungsbände* [EB]. Hrsg. v. Rudolf Hunziker/Hans Bloesch/Kurt Guggisberg/Werner Juker. 18 Bd. Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch.

Ders. 2012. *Politische Publizistik 1828–1854. Band 2. Kommentar 1828–1840*. Hrsg. v. Barbara Mahlmann-Bauer/Marianne Derron. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.

Ders. 2012. *Jacobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz. Band 1. Text*. Hrsg. v. Christian von Zimmermann. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.

Weitere Literatur

Allen, Michael. 2008. A Sketch of Life. In *A Companion to Charles Dickens*. Hrsg. v. David Paroissien. Malden MA, Oxford, Carlton: Blackwell, 3–17.

Bick, Wolfgang. 1992. Charles Dickens' *Oliver Twist*. Zur übersetzerischen Frührezeption der „fremden“ Großstadtrealität. In *Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung*. Hrsg. v. Fred Lönker. Berlin: Erich Schmidt, 87–106.

Brook, G. L. 1970. *The Language of Dickens*. London: Andre Deutsch.

Cheadle, Brian. 2008. *Oliver Twist*. In *A Companion to Charles Dickens*. Hrsg. v. David Paroissien.

sien. Malden MA, Oxford, Carlton: Blackwell, 308–317.

Cimaz, Pierre. 1998. Jeremias Gotthelf (1797–1854). Der Romancier und seine Zeit. Übers. v. Hanns Peter Holl. Tübingen, Basel: Francke.

Fehr, Karl. 1954. *Jeremias Gotthelf*. Zürich: Büchergilde Gutenberg.

Ingham, Patricia. 2008. The Language of Dickens. In *A Companion to Charles Dickens*. Hrsg. v. David Paroissien. Malden MA, Oxford, Carlton: Blackwell, 126–141.

Juker, Bee/Martorelli, Gisela. 1983. Jeremias Gotthelf 1797–1854 (Albert Bitzios). Bibliographie 1830–1975. Gotthelfs Werk – Literatur über Gotthelf. Bern Burgerbibliothek.

Junker, Beat/Dubler, Anne-Marie: Bern (Kanton). In *Historisches Lexikon der Schweiz*, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7383.php>. (31.5.2013).

Lischer, Markus: Verdingung. In *Historisches Lexikon der Schweiz*, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16581.php>. (29.5.2013).

Maack, Annegret. 1991. Charles Dickens. Epoche – Werk – Wirkung. München: Beck.

Marti-Glanzmann, Walter. 1948/49. Jeremias Gotthelf als Schulkommissär 1835–1844. 1. Teil. In *Burgdorfer Jahrbuch* 15, 11–84. 2. Teil. In: *Burgdorfer Jahrbuch* 16, 7–66.

Montandon, Jens. 2009. Utztorfer Anfänge. In *Jeremias Gotthelf und die Schule. Katalog zur Ausstellung in der Gotthelf-Stube in Lützelflüh 2009*. Hrsg. v. Barbara Mahlmann-Bauer. Bern: Gotthelf-Stube, 16–22.

Tanner, Albert. 1997. Vom „ächtigen Liberalen“ zum „militanten“ Konservativen? Jeremias Gotthelf im politischen Umfeld seiner Zeit. In: „...zu schreien in die Zeit hinein...“ *Beiträge zu Jeremias Gotthelf/Albert Bitzios (1797–1854)*. Hrsg. v. Hanns Peter Holl/J. Harald Wäber. Bern: Burgerbibliothek, 11–59.

Thalmann, Liselotte. 1956. Charles Dickens in seinen Beziehungen zum Ausland. [Diss.] Zürich: Juris.

Waidson, H. M. 1948. Jeremias Gotthelf's Reception in Britain and America. In *The Modern Language Review* Vol. 43, No. 2, 223–238.